



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Das Maschinenalter

Suttner, Bertha von

Zürich, 1889

VI. Soziologie und Politik.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-47415](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-47415)

VII.

Soziologie und Politik.

Ich hatte mir vorbehalten, anlässlich der gesellschaftlichen Zustände jener Zeit einiges über die Entwicklungsstufe zu sagen, auf welcher die Sozialwissenschaft damals stand.

Im Vergleich zu ihrer heutigen aufgeblühten Form befand sie sich — in embryonalem Zustande. Der Grundriß war gegeben; die Stoffe, aus welchen sie sich ihre Organe bilden sollte, waren vorhanden, aber geboren war sie noch nicht. Die wenigsten Leute wußten etwas von dieser bevorstehenden Geburt, und unter denen, die von der Existenz des Embryos benachrichtigt waren, gab es viele, die davon nur eine Fehl- und Mißgeburt erwarteten.

Ohne Bild zu sprechen: es gab noch keine Soziologie; erst die Einsicht war vorhanden, daß es eine geben solle; und diese Einsicht war von wenigen geteilt, von vielen bestritten, von den meisten ignoriert.

Das bedeutendste Werk über diesen Gegenstand, welches damals verfaßt worden, nannte sich nicht „Soziologie“ schlechtweg, sondern „Einleitung in das Studium“ derselben. Dessen Urheber, der große Herbert Spencer, legte in diesem Werke die Schwierigkeiten dar, welche zu seiner Zeit gegen Erlangung soziologischer Wahrheiten sich thürmten, indem er alle herrschenden Vorurteile nannte — das nationale, das theologische, das politische, das Klassen-Vorurteil —, welche da

gegen eine wissenschaftliche Auffassung sozialer Erscheinungen verstoßt machten. In der That, ehe eine Lehre so aufgefaßt werden kann, daß sie den Gegenstand einer offiziell anerkannten Disziplin abgiebt, muß dieselbe der herrschenden Denkweise nicht mehr um hundert Jahre voraus sein, wie dies bei Herbert Spencer der Allgemeinheit seiner Zeitgenossen gegenüber zutraf. Wie er selber sagt: „Man versuche, eine Hand mit fünf Fingern in einen Handschuh mit vier Fingern zu stecken; diese Schwierigkeit steht in passender Parallele zu der Schwierigkeit, eine komplizierte Vorstellung einem Geiste beizubringen, welcher keine verhältnismäßig komplizierte Fähigkeit besitzt.“

Der Finger, welcher damals dem Handschuh fehlte — um dieses Bild beizubehalten —, war die evolutionistische Denkart. Das Studium der Soziologie ist dasjenige, welches die kompliziertesten Erscheinungen im Reiche der Umwandlungen — nämlich die Erscheinungen des Wachstums und des Lebens der sozialen Organismen — behandelt, welches somit nach naturwissenschaftlicher Methode zu betreiben ist. Es war daher gar nicht denkbar, daß ein richtiges Verständnis der Spencer'schen Ausführungen in weite Kreise dringen konnte, zu einer Zeit, wo die Thatfachen der Geschichte noch so angesehen wurden, als seien sie der Vermittlung der göttlichen Vorsehung oder dem Willen einzelner Herrscherpersönlichkeiten entsprungen, und wo die Einsicht nur sehr vereinzelt vorhanden war, daß diese Thatfachen als durch Jahrhunderte fortgesetzte natürliche Entwicklungsprozesse betrachtet werden sollen. Die Politik, welche ja mit der praktischen Ausführung dessen zu thun haben sollte, was die Gesellschaftskunde theoretisch aufgestellt hat, wurde damals ohne diese theoretischen Grundlagen betrieben und das Wesen ihrer Maßnahmen erscheint uns daher eher als ein Tappen denn als ein Handeln. Die Vorberechnung gesellschaftlicher Zustände, die Zurückführung derselben auf weit entlegene natürliche Ursachen erschienen noch als eine lästerliche oder mindestens unvernünftige Verwegenheit. Ehe sich eine Wissenschaft konstituiert, muß sie immer

das Stadium der angezweifelte Existenzberechtigung durchmachen. So geschah es, daß nach der Meinung des Sokrates „Physik und Astronomie der göttlichen Klasse der Erscheinungen angehörten, deren menschliche Untersuchung wahnsinnig, fruchtlos und gottlos sei;“ — so zog auch Anaxagoras die Anklage der Gotteslästerung auf sich, weil er den persönlichen Helios abgeleugnet und den Versuch gemacht, für die Sonnenerscheinungen unveränderliche Gesetze nachzuweisen.

Die heillose Verwirrung, welche in den politischen Einrichtungen des Maschinenalters herrschte, wird uns mit einem Schlage offenbar, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß das Staatswesen mit ausübender Gewalt funktionierte, ohne durch die Prinzipien einer Staatswissenschaft geregelt zu sein. Stellen Sie sich ein Niesenhospital vor, in welchem Kranke aller Gattung untergebracht und behandelt werden, in welchem es von sogenannten Ärzten und Operateuren, Pflegern und Wärtern wimmelt, und denken Sie sich daneben Medizin und Chirurgie noch unentdeckt — oder mindestens sehr angezweifelt: so haben Sie ein genaues Bild von den gesetzgebenden Körpern jener Zeit. An Arzneiverteilungen und Operationsanwendungen fehlte es nicht; purgiert, amputiert und trepaniert wurde zur Genüge; aber eine systematische Kenntnis der zu behandelnden Übel gab es nicht und wurde von den zur Heilung Angestellten gar nicht gefordert. Letztere gehörten nicht einer eigenen Klasse von Staatsgelehrten an, die durch einschlagende Studien zu ihrer Amtsverrichtung sich vorbereitet hätten, sondern sie wurden aus allen Schichten der Gesellschaft durch Wahlstimmen ins Amt gerufen. Während alle übrigen Berufsarten nur durch langjähriges Fachstudium, durch abzulegende Prüfungen zugänglich gemacht waren, war die einzige Funktion der Landesgesetzgebung jedermann bedingungslos erreichbar. Man brauchte sich hierzu nur Wähler zu gewinnen — sei es durch Bestechung, durch schönrednerische Versprechungen, durch persönlich eingeflözte Sympathie oder durch den bloßen Klang eines angenommenen Parteinamens. Wer sich „konservativ“ nannte, konnte auf eine gewisse Klasse von Wählern rechnen;

wer sich für „liberal“ erklärte, auf eine andere. Von allen übrigen Berufsmenschen wurden Kenntnisse verlangt — eine ganze Kette geordneter Kenntnisse, deren Besitz nachgewiesen werden mußte, nur von dem Gesetzgeber genügte es, wenn derselbe eine Gesinnung zu haben — vorgab.

Der Begriff der Kausalität, heute die Grundlage jedes Denkens, war damals noch nicht das Gemeingut des öffentlichen Geistes. Über die Wechselbeziehung zwischen Ursache und Wirkung hatte jeder nur in seinem speziell erlernten Fache klare Vorstellung erlangt; aber daß überall aus gegebenen Daten ein unvermeidlicher Schluß folgt; daß jede Erscheinung das Endglied einer vorhergehenden Reihe zwingender Ursachen und der Ausgangspunkt ebenso notwendig eintretender mittelbarer und unmittelbarer Wirkungen sein muß, daran dachte man nicht. Wie roh die Auffassung der Ursächlichkeit damals noch war, wie groß das Unverständnis von dem Verhältnis zwischen einer eingetretenen Wirkung und der mutmaßlichen Ursache, das beweisen die abergläubischen Vorstellungen aller Art, welche noch allenthalben verbreitet waren. Nur aus dem Fache, das jeder studiert hatte, war der Aberglaube ausgerottet: der Arzt rechnete bei seinen Kuren nicht auf Sympthiemittel; der Astronom sah in den Kometen keine Vorzeichen von Pest und Krieg; der Mathematiker vertraute nicht auf angepriesene Lotteriekombinationen; jeder Handwerker kannte die physikalischen Eigenschaften der von ihm verarbeiteten Stoffe und erwartete keine anderen Resultate von seinen Handgriffen, als die durch jene Eigenschaften bedingten. Was aber außerhalb des Berufszweiges lag, das war für die meisten wieder dem abergläubischen Urteile preisgegeben. Nur wenige gab es, deren Denkgewohnheiten so geschult waren, daß sie das Walten unumstößlicher Gesetze, welches sie in ihrem Spezialfache erkannt hatten, auch nach allen Richtungen voraussetzten. Die Politik war übrigens nicht einmal ein Fach. Denn erstens stand sie jedem Staatsbürger, der sich Wahlstimmen erwerben konnte, offen; sie entbehrte — auch als Beruf betrieben — wissenschaftlich festgesetzter Axiome und blieb

dem Gutdünken, der Willkür ihrer im Finstern tappenden Vertreter überlassen. Allgemeine Wahrheiten, sichere Regeln, erkannte Naturgesetze, welche den Untergrund aller Wissenschaften abgeben und von welchen bei jeder weiteren Spekulation, bei jeder praktischen Nutzenanwendung besonders ausgegangen werden mußte — wie z. B. die Gravitation in astronomischen Berechnungen, die Gleichwertigkeit der Kräfte in der Mechanik, die Unverteilbarkeit des Stoffes in der Chemie — solche Prinzipien besaß die offiziell betriebene Politik nicht. So wurde — um nur Ein Beispiel anzuführen — der Handel und die Industrie durch immer wechselnde Verordnungen, Gesetze und Einrichtungen geregelt, ohne daß noch über die Grundfrage Klarheit gewonnen war, ob vom volkswirtschaftlichen Standpunkte der allgemeinere Vorteil durch staatlichen Schutz oder durch freien Wettbewerb geboten sei.

Gewöhnlich war es auch gar nicht der allgemeine Vorteil, welcher bei den verschiedenen Gesetzentwürfen ins Auge gefaßt wurde; die Einsicht fehlte, daß dieser durch Anpassung an gewisse Naturnotwendigkeiten mit Sicherheit zu erlangen sei, und so kämpfte jeder nur für seinen eigenen, oder — wenn er ein gewissenhafter Abgeordneter war — für den Vorteil seiner Wähler und die nächste Aufgabe sah jeder darin, seiner Meinung, welche eine Sache der persönlichen Interessen, des Temperaments, nicht aber der wissenschaftlichen Überzeugung war — zum Siege zu verhelfen, zu welchem Zwecke alle Mittel gut waren — namentlich die Verunglimpfung der Gegner.

Wenn wir jetzt in alten Akten die Parlamentsverhandlungen jener Tage nachlesen, so müssen wir ebenso dazu lächeln, wie unsere Vorfahren zu den Streichen der Salenburger und zu den Beschlüssen der Räte von Schilda gelächelt haben mochten. „Regierung“ war allemal die vom ganzen Volke abergläubisch verehrte Macht, welche die Gewalt in Händen hatte und ausübte, die Funktionen des Gesellschaftsorganismus zu regulieren, gegen die sich fühlbar machenden Gebrechen Heilmittel anzuwenden, die vorhandene Kraft zur Erreichung der Regierungszwecke zu gebrauchen — und das alles ohne Kenntniß,

daher ohne Berücksichtigung der biologischen Gesetze, welchen das Leben der Gesellschaftsorganismen unterliegt. Daß die ganze Macht in die Hände eines Potentaten oder einer kleinen herrschenden Klasse gelegt sei, welche dieselbe — zu eigenen Zwecken mißbrauchten, war ein Zustand, gegen den man sich — in dem Maße, als der Gottesgnadentum-Aberglaube abnahm — immer mehr aufzulehnen begann, und es wurden Regierungsformen eingeführt, in welchen die gesetzgeberische Macht in die Hände des ganzen Volkes — d. h. deren jeweilig gewählte Vertreter — verlegt wurde. Der einzelne Despot ward vom Thron verdrängt und eine Versammlung von Abgeordneten darauf erhoben. Der Despot hatte nur Einen Willen und Ein Ziel — die Abgeordneten spalteten sich in zwanzig einander bekriegende Parteien. Um einen kleinen Grad war die letztere Form doch besser; insofern als der Alleinherrscher gewöhnlich nur sein eigenes Interesse verfolgte und weil er möglicherweise ein böser oder ein wahnsinniger Mensch sein konnte, während die zwanzig Parteien doch die Interessen ihrer Mandatäre zu vertreten sich bemühten. Ein wenig besser war's, aber nicht viel. Denn in beiden Fällen — auch beim besten Willen des Monarchen oder der Parlamente — lag die Macht in Händen der Unwissenheit; denn welcher Monarch, welches Parlament besaß eine gehörige Kenntniß und Würdigung von den unermehlichen Wechselbeziehungen, von Ursache und Wirkung, von der Verschlingung nebenhergehender Resultate, von der Kontinuität, d. h. der nie endenden Arbeit jeglicher Kraft?

Ob gesalbt oder gewählt, nur der Aberglaube konnte dem Machthaber die Fähigkeit zuschreiben, alle Gesellschaftsschäden zu heilen und alles zum Guten zu lenken. „Angenommen,“ sagt Herbert Spencer; „angenommen einen Durchschnittsfehler in den bestimmenden Eigenschaften der Individuen einer Gesellschaft, so wird keine noch so geschickte Handhabung derselben jenen Fehler hindern, sein Aequivalent schlechter Resultate hervorzubringen.“ Diese Wahrheit war jenen unbekannt, die da meinten, daß jedes gesellschaftliche Übel eine Heilung zulasse und daß diese im Bereich der Gesetzgebung liege. Was derselbe

Autoren den „Man-muß-etwas-thun-Trieb“ nannte, nämlich die bei unwissenden Leuten anlässlich jedes Übels gehegte Zuversicht — und je größer die Unwissenheit, desto größer die Zuversicht — daß ein spezifisches Heilmittel dafür bestehe, dessen Gebrauch sie eindringlich empfehlen; dieser Trieb charakterisierte auch — eben auf Grund ihrer soziologischen Unwissenheit — die damaligen Politiker. Auch sie verkanteten, „die vis mediatrix naturæ, auch sie sahen nicht ein, daß das eine, was not thut, ist, die Bedingungen, unter welchen die natürlichen Kräfte freies Spiel haben, aufrechtzuerhalten.“

Ich kann nicht umhin, Ihnen nachfolgend noch einiges aus dem Spencer'schen Buche anzuführen. Wir finden darin die für unsere Untersuchungen so interessante Thatsache bestätigt, daß zu jener Zeit, wo es noch keine offizielle Sozialwissenschaft gab, doch schon die grundlegenden Gedanken einer solchen gedacht worden waren, daß das Problem, wenn nicht gelöst, so doch schon gegeben war. Ich trenne einige Stellen, aphorismenartig, aus dem fortlaufenden Zusammenhange ab:

Alle Gesetze und Vorkehrungen, welche darauf berechnet sind, in kurzer Zeit weit bessere Resultate als die gegenwärtigen zu erzielen, müssen unvermeidlich fehlschlagen.

* * *

Nach dem Prinzip der Gleichwertigkeit und Umwandlung der Kräfte muß der Folgesatz zugelassen werden, daß alle in einer Gesellschaft vor sich gehenden Wirkungen an gewissen, vorgängigen Kräften zu messen sind.

* * *

Wenn man sowohl seine eigene Meinung als diejenige Anderer über öffentliche Angelegenheiten genau betrachtet, so findet man, daß dieselben weit mehr durch Aggregate von Gefühlen als durch Prüfung der Beweise dafür verursacht werden. Niemand gelingt es, das langsame Wachstum von Sympathien und Antipathien gegen gewisse Einrichtungen, Sitten, Vorstellungen u. s. w. zu verhindern.

* * *

Diejenigen, welche sich zu dem Glauben erhoben haben, daß Gesellschaften sich in Bau und Funktion fortentwickeln, werden mit ihren Schlüssen zaudern, wenn sie die lange Entwicklung betrachten, durch welche frühe Ursachen späte Wirkungen hervorrufen. Bei der Beurtheilung von politisch Gutem und Schlechtem, denkt der Durchschnittspolitiker nur an die nächste Folge. Rufe einen unmittelbaren Gewinn hervor, so wird das als genügende Rechtfertigung derselben betrachtet.

* * *

Das soziale Denken wird überall mehr oder minder durch die Schwierigkeit gehemmt, sich daran zu erinnern, daß die sozialen Zustände, denen unser Geschlecht entgegengeht, ebenso wenig faßbar für uns sind, als es unser gegenwärtiger sozialer Zustand für einen norwegischen Piraten und seine Gefolgschaft gewesen wäre. Die erste beste Diskussion über einen politischen oder sozialen Gegenstand enthält die stillschweigende Annahme, daß in künftigen Zeiten die Gesellschaft einen mit ihrem jetzigen wesentlich gleichen Bau haben werde; man beurteilt die Frage ausschließlich in Bezug auf jene sozialen Einrichtungen, welche um uns her existieren.

* * *

Das Gefühl der Loyalität, welches es fast unmöglich macht, die Natur und Wirksamkeit der Träger der Herrschaft in völliger Ruhe zu studieren, hindert die soziale Wissenschaft ungemein und wird noch lange fortfahren, dieselbe zu hindern, denn das Gefühl ist allwesentlich. Es ist noch eine unentbehrliche Hilfe für den sozialen Zusammenhang und für die Aufrechterhaltung der Ordnung. Und es wird noch lange dauern, ehe die gesellschaftliche Ausbildung den menschlichen Charakter so weit modifiziert hat, daß Ehrfurcht vor dem Gesetz, als in der moralischen Ordnung der Dinge wurzelnd, die Ehrfurcht vor der Macht, welche das Gesetz durchführt, vertreten wird.

* * *

(Klassenvorurteil.) . . . Korpsgeist wohl auch nützlich; aber daneben geht die Geneigtheit, alle gesellschaftlichen Einrichtungen nach ihrer Einwirkung auf die Klasseninteressen aufzufassen und die daraus entspringende Unfähigkeit, die Wirkungen derselben auf die Gesellschaft als ein Ganzes richtig zu schätzen.

* * *

Ethisch betrachtet, hat es nie das geringste Unrecht zur Unterwerfung der Vielen unter die Wenigen gegeben, ausgenommen, daß dieselben die Wohlfahrt der Vielen gefördert hat.

* * *

Die Einsicht fehlt, daß ein Verfall der Klassenmacht und eine Abnahme der Klassenauszeichnung von Fortschritten nicht nur im Leben der regierten, sondern auch der regierenden Klassen begleitet sein könne. Der Baron der Feudalzeit hätte sich nimmer die Möglichkeit gesellschaftlicher Einrichtungen vorgestellt, welche ihm weit dienlicher sein würden, als die so tapfer von ihm behaupteten Einrichtungen; noch auch erblickte er in letzteren die Ursachen seiner vielen Leiden und Unbequemlichkeiten. Hätte man ihm gesagt, daß ein Edelmann weit glücklicher ohne Burg mit Ringgraben und geheimen Gängen und Verliehen für Gefangene sein könne; daß er sich größerer Sicherheit erfreuen würde ohne Zugbrücke und Fallgitter, Bewaffnete und Schildwachen, und weniger Gefahren ausgesetzt sein könne, wenn er keine Vasallen oder gedungene Söldner hätte, daß er reicher sein könne, ohne einen einzigen Hörigen zu besitzen — er würde diese Angabe für abgeschmackt bis zur Tollheit gefunden haben. Und doch ist der heutige Edelmann in seinem Landhaus sicherer als jener in seiner Burg, doch besitzt er (durch den Verlust der unmittelbaren Herrschaft über die Arbeiter) Bequemlichkeiten und Luxusgegenstände, von denen sein Vorfahre sich nichts träumen ließ.

* * *

Die Annahme, daß es einer Natur möglich sei, in der Gestalt des Gesetzes etwas der verkörperten Vernunft Ähnliches zu erhalten, wenn sie selber nicht von einer entsprechenden Vernünftigkeit durchdrungen ist, beruht auf politischem Vorurteil.

* * *

In der Repräsentativ-Versammlung selbst regieren die vielen Mittelmäßigkeiten die wenigen überlegenen Persönlichkeiten. Die Überlegenen sind genötigt, nur jene Ansichten auszusprechen, welche die Übrigen zu verstehen vermögen und müssen ihre besten und weitreichendsten Gedanken als solche, welche kein Gewicht haben würden, für sich behalten.

* * *

Eine passende Denkgewohnheit bei dem Studium der Soziologie kann nur durch das Studium der Wissenschaften im Ganzen erworben werden. Denn die Soziologie ist eine Wissenschaft, welche die Erscheinungen aller anderen Wissenschaften umfaßt. Sie führt jene Notwendigkeit des Verhältnisses vor Augen, welche die abstrakten Wissenschaften behandeln; ebenso aber auch jenen Zusammenhang von Ursache und Wirkung, mit welcher die abstrakt-konkreten Wissenschaften den Forscher vertraut machen, und sie bietet jenes Zusammenwirken vieler Ursachen und die Erzeugung nebenher gehender Resultate dar, welche die konkreten, besonders aber die organischen Wissenschaften uns zeigen.

* * *

Biologie liefert nicht nur der Soziologie angemessene Denkgewohnheit, sondern auch besondere Vorstellungen, welche als Schlüssel dienen.

* * *

Als zweites nach der Biologie ist Psychologie zur Vorbereitung notwendig. Denn es ist gewiß, daß die Handlungen

der Individuen von ihren Gefühlen abhängen. — Aus einem Gemeinwesen geht nichts hervor, was nicht aus dem Motiv eines Individuums oder aus den vereinten, ähnlichen Motiven vieler Individuen, oder aus dem Konflikt der vereinten, ähnlichen Motive Einiger, welche gewisse Interessen besitzen, mit den verschiedenen Motiven Anderer, deren Interessen verschieden sind, entspringt.

* * *

(Vergleich mit der Eisenplatte.) Hier zur Linken ragt sie ein wenig hervor. Wie soll man sie flach machen? Natürlich, heißt es, indem man auf den hervorragenden Teil drauffschlägt. Wir schlagen. Vergebens: die Hervorragung bleibt. Das ist nicht alles. Man sehe die Beugung, welche die Platte am anderen Rande erhalten. Statt den ursprünglichen Fehler abzustellen, haben wir einen neuen erzeugt. Ein im sogenannten „Planieren“ geübter Arbeiter hätte uns sagen können, daß wir nur Unheil anrichten werden. Er würde uns gelehrt haben, verschieden gerichtete und eigens angebrachte Hammerschläge anderwärts zu geben und das Übel so nicht durch unmittelbare, sondern mittelbare Handlungen anzugreifen. Der erforderliche Prozeß ist weniger einfach als man dachte. Selbst eine Eisenplatte kann nicht mit Erfolg nach jenen schlichtverständlichen Methoden behandelt werden, auf welche man so viel Vertrauen setzt. „Meinst du, man könne leichter auf mir als auf einer Flöte spielen,“ fragte Hamlet. Ist die Menschheit leichter zu strecken als eine Eisenplatte?

Nicht wahr, es nimmt Sie Wunder, aus jener entrückten Zeit so klare, weitblickende Anschauungen über ein Gebiet zu vernehmen, auf welchem, wie uns die überkommenen politischen Dokumente zeigen, so heillose Verwirrung herrschte. Doch diese staunende Überraschung kann man sich oft bereiten, wenn man in alten Schriften wühlt. Da sieht man, um wie vieles

früher die Einsicht von den bestehenden Übeln eintritt, als deren Aufhebung. Eine Eichel braucht lange, um schattige Eiche zu werden, aber noch viel länger braucht die Idee, um sich als Institution zu erheben. Fast alle die Grundsätze — d. h. die erkannten wissenschaftlichen Wahrheiten —, auf welchen unsere heutigen öffentlichen Einrichtungen ruhen, sie finden sich in dem besagten Werke schon angeführt, und doch sehen wir zu Lebzeiten des Autors nicht eines seiner Prinzipien zur Direktive politischer Handlungsweise angenommen.

Lassen Sie uns das Chaos der damaligen Politik ein wenig untersuchen. Das meiste darin wird uns nach gegenwärtigen Begriffen schauerhaft oder lächerlich erscheinen, und obwohl wir wissen, daß die richtige Erkenntnis niemals schaudern und niemals lächeln soll — sondern verstehen; so wird uns die Abscheulichkeit und die Komik gewisser Zustände doch unwillkürlich in die Augen fallen. Was sagen Sie z. B. dazu? Für die eingetriebenen Steuern ward dem Bürger allerlei geboten, was er brauchte und was er nicht brauchte: Verkehrswege, Straßenreinigung, Sicherheitswache, Theater, Kirchen, Zollämter, Gefängnisse und noch vieles mehr. Das Eine aber, was aus den Steuereinnahmen nicht bestritten wurde, was jeder Einzelne, wenn er es brauchte, erst extra zahlen mußte, das war das Recht. Dasjenige, was doch eigentlich die Haupterrungenschaft staatlichen Zusammenhaltens ist, nämlich der Schutz gegen Unterdrückung und Übervorteilung, den leistete der Staat nicht unentgeltlich, den mußte der Unterdrückte und Übervorteilte — falls er das Geld hierzu hatte — sich erst selber erkaufen. Das Endurteil in Streitigkeiten, welches zu wilden Zeiten von der Faustkraft der Streitenden, in späteren Epochen von Gottesgerichten abhing, zu dem konnte man im Maschinenalter nur durch Geldausgaben gelangen. Der Richter wurde zwar nicht erkauft, aber die Prozeßführung verursachte schwere Kosten und wer neben erlittenem Unrecht auch noch an Geldmangel litt, der mußte auf die Aufrichtung seines Rechtes von vornherein verzichten. Der Gedanke, daß bei einer zu gegenseitigem Schutz und zu allgemeiner Interessenförderung

vereinten Körperschaft unentgeltliche Rechtshilfe geleistet werden müsse, dieser Gedanke existierte schon; auch besaßen die verschiedenen Privatvereine einen auf Vereinskosten besoldeten Advokaten, der jedes Mitglieds Sache ohne Entgelt zu vertreten hatte. In dem Verein der Vereine jedoch, dem Staat, war dieser Gedanke noch nicht verwirklicht; hier ward von den Vereinsgeldern, d. i. von den Steuern, keine Summe erübrigt, um allen Mitgliedern dasjenige zu sichern, was beinahe noch wertvoller ist als das Leben — weil ohne dasselbe das Leben unerträglich werden kann —, nämlich das Recht.

Und galt denn in den Augen des Staates das Leben selber des Bürgers als ein unantastbares, heiliges Gut? Ja, insofern es gegen die Angriffe der Mitbürger zu schützen war; aber dem Machtgebot der Regierung gegenüber mußte jeder Mann auf den ersten Wink zum Erschossenwerden sich stellen. Man lächelte zwar zu den naiven orientalischen und chinesischen Schranzen, die auf Wunsch ihres Gebieters sich den Bauch aufschlitzten; aber wenn im Occident auf den Wunsch eines Zaren, eines Ministers, oder einer legislativen Versammlung ganze Regimenter, ganze Armeen — oder bei Landsturmaufruf — ganze Völker sich töten lassen gingen, so fand man das ganz natürlich.

Der Krieg ist überhaupt dasjenige, was unsern Abscheu am meisten weckt; was wir nur von der völligen Barbarei begreifen können, was wir aber so schwer mit dem übrigen Gesittungsgrade und der sonstigen Vorgeschriththeit des Maschinenalters in Einklang zu bringen vermögen. Diese Gesittung war aber nicht imstande, sich folgerichtig nach allen Seiten hin zu entwickeln und zu bethätigen, so lange der Kriegsgeist noch in den Institutionen verkörpert war. Der Hauptgedanke des Staatswesens war nicht so sehr die Förderung der inneren Interessen, als der Schutz gegen äußeren Angriff. Letzterer — vorausgesetzt, daß ein solcher Angriff stattfindet — ist jedenfalls das Wichtigere. So lange die Thore eines Hauses einfallenden Diebshorden offenstehen, muß ich erst daran denken, an diesem Thor zu wachen, ehe ich mir's im Innern mit

meiner Familie bequem mache. Diese beiden verschiedenen Prinzipien des Wachens und des Bequemmachens, welche entgegengesetzte Denkungsart und entgegengesetzte Maßregeln erfordern, gleichzeitig zu vertreten, das war die Aufgabe der sogenannten Politik.

Daß die getriebene Politik also ein brodelndes Mischmasch, mitunter ein ekler Brei war, das darf uns nicht wundern. Was wir aber nicht fassen können, ist dies: Warum schlossen alle die nebeneinander wohnenden Völkerfamilien, die ja doch auf gleicher Kulturstufe standen, nicht den einfachen Vertrag, sich gegenseitig nicht anzugreifen, um so ganz und gar der inneren Bequemmachung leben zu können? Die einfallenden Diebeshorden, der grimme, räuberische Feind, gegen den jedes glaubte sich wehren zu müssen, der war ja gar nicht vorhanden, denn jedes verwahrte sich feierlich gegen die Zumutung, daß es um anzugreifen in Mordbereitschaft stehe: es geschehe nur, um sich zu verteidigen. Der Unsinn einer Versammlung von fünf oder sechs waffenstrotzenden Leuten, die einander mit verdächtigen Blicken ansehen, messerwehend, zähnefletschend, dabei aber versichernd, daß sie selber nicht die geringsten feindseligen Gefühle hegen, sondern nur zu äußerster Notwehr sich so verhielten, dieser Unsinn bildete den Untergrund aller sogenannten „diplomatischen Beziehungen“.

Was war nun die Voraussetzung, welche bei gegenseitiger Friedensbeteuerung die gegenseitige Kriegsbereitschaft erheischte? Einfach: Lügenhaftigkeit. Man glaubte an die Aufrichtigkeit der Anderen nicht und man war selber nicht aufrichtig; und so finden wir auch, daß die Begriffe Falschheit, Ränke, List mit dem Worte „diplomatisch“ sich deckten.

Zur Zeit, als die Völker noch nicht versicherten, daß sie friedlich gesinnt seien, als die Angriffskriege noch Eroberungszüge hießen, die der Welt als Gegenstand höchster Bewunderung hingestellt wurden, da bildete freilich eine große Wehrkraft den wichtigsten und stolzesten Besitz eines Staatswesens. Eines Tages aber standen die Dinge so: die Ursachen, aus welchen Kriege geführt wurden: Bereicherungslust, Handels-

eifersucht, Herrscherehrgeiz, Religionsstreitigkeiten, die hatten allmählig aufgehört; die Armeen aber, die im Lauf der Zeit gebildet worden, die waren da und ihnen zulieb mußte doch — wenn weiter auch keine Gründe vorlagen — gerauft werden. Ursprünglich waren die Heere entstanden, um den Anforderungen des Krieges zu genügen — später entstanden die Kriege um der Anforderungen des Heeres willen. Das scheint einen Zirkel zu bilden, aber ich will versuchen, Ihnen durch eine kleine Parabel diesen Vorgang zu erläutern.

Es war einmal ein großes Dorf mit strohgedeckten Häusern, in welchem ein ruhiges, nicht gern sich anstrengendes Völkchen wohnte. Nun geschah es, daß gerade unter jenem Himmelsstriche sehr häufig der Blitz in eine der Hütten schlug und dieselbe, samt den benachbarten, in Brand steckte. Es mußte eine Feuerwehr errichtet werden. Aber die Leute waren bequem und liebten es, zu Hause ihren kleinen Beschäftigungen und Künsten nachzugehen, mit welchen sie sich das Leben verschönten. Dieses Leben riskieren? Das mühsame Weitersteigen und Mauerhinaufklettern — Rettungssackhalten zwischen brennenden Balken? . . . Ach nein — was dich nicht brennt, das lösche nicht — im eigenen Hause, wenn's sein muß — aber beim Nachbar? . . . Kurz, es wollte sich niemand zu dem Dienste melden. Aber in dem Dorfe gab es auch eine Autorität und so wurden die Leute einfach rekrutiert, assentiert, konfribiert, oder wie das Ding auf Deutsch heißt, gezwungen, der Feuerwehr beizutreten. Das ergab noch keine Begeisterung — obgleich unter den Rekruten vielleicht auch einige sich fanden, die das Fest ihrer Einfangung mit ein paar überzähligen Gläsern Wein und Kokarden auf den Hüten begingen. Die Feuerwehr war nun da und löschte die Brände. Ihr Stand ward zum angesehensten im Dorfe. Es war eine Ehre und ein Ruhm, Feuerlöscher zu sein; es knüpften sich Vorteile und Macht daran; Viele, die um des bloßen Löschens willen nicht mitgewirkt hätten, traten bei aus Ehrgeiz, aus Gewinn- oder Machtdurst. Und auch aus Tugend: denn alle Grund-

und Vehrjäger zielten darauf hin, als die schönste und edelste Leidenschaft die Vöschlust hinzustellen. Und so wurde denn mit Wonne drauflos gelöscht. Zum Glück fiel der Blitz noch immer oft in die Dächer und an Gelegenheiten zu Auszeichnung, zu gegenseitiger Beglückwünschung und Bewunderung mangelte es nicht. Nach einer Zeit jedoch veränderten sich die meteorologischen Verhältnisse. Während man sonst auf tägliches Gewitter gefaßt sein konnte, schlug es immer seltener und seltener ein; endlich wuchsen ganze Generationen heran, ohne daß sich ein Blitzschlag wiederholte. War's jetzt mit der Vöscherei zu Ende? O, nein — es kann ja auch brennen ohne Blitz; es gibt ja Zündhölzer, die man unter ein Bünd Stroh legen kann; man kann ja absichtlich recht nachlässig sein — Feuer auskommen lassen ist nicht schwer . . . und richtig: immer noch lohnten die Brände und die tapfern Vöschher konnten ihre Vorzüge entfalten. Das Feuerlegen ward endlich als Geschäft betrieben. Was in der übrigen Welt die Diplomaten und die Presse besorgten: das Zündstoffbereiten und das Schüren — das besorgten dort die Leute untereinander. Jeden, den geringsten Streit benutzten sie, um in das Nachbarhaus einen brennenden Klotz zu schleudern und das lobenswerte, nützliche Werk des Vöschens konnte immer noch unter gegenseitiger Beglückwünschung, Auszeichnung und Bewunderung fortgeübt werden. Daß die Vorteile des Nichtanzündens diejenigen des Vöschens weit übertroffen hätten, das sahen die Feuerwehrleute nicht ein und konnten es auch nicht einsehen; denn für sie wäre dabei alles verloren, sie mußten das Aufhören des Brandes für einen Traum erklären und — „nicht einmal ein schöner Traum“.

In gleichem Stadium befand sich im Maschinenalter die Frage von Krieg und Frieden. Eigentlich viel schroffer noch als in dieser Parabel; denn das Vöschhandwerk ist doch an sich nichts so Grauenhaftes, nichts den übrigen sanfteren Gefühlen so Widersprechendes wie das Mordhandwerk. — Töten — Töten — Töten . . . wir begreifen nicht, daß der Sinn dieses Wortes, der doch in den Blättern der damals geltenden menschlichen und göttlichen Gesetzbücher so tiefen Abscheu weckte,

feines ganzen Schauders, seiner ganzen Verbrecherhaftigkeit verlustig ging, sobald der Krieg im Spiele war. Das zeigt, wie dröhnend laut und unausgesetzt, von ältesten Zeiten her, neben dem Worte Krieg die Worte Heldentum, Macht, Glanz, Tugend, Ehre, Pflicht erschallten und die anderen, daran haftenden Vorstellungen verdrängten. Zur Zeit des Maschinenalters war jener Blitz auch schon immer seltener und seltener eingeschlagen; denn was diesem elementaren Ereignis entspricht, das waren namentlich die wilden Horden feindlicher Raubvölker: Avarn, Hunnen, Vizinger, die in den Uransängen der europäischen Geschichte sengend, plündernd und mordend das Land überfielen. Später kam die Rolle des verheerenden Blitzes den einzelnen Führern und Herrschern zu, die in sogenannten „Siegeszügen“ die durchstreiften und durchwüfteten Gebiete ihren Reichen einverleibten. Von diesen letzteren ragten noch die Spuren ins Maschinenalter hinein: noch erhob sich der Triumphbogen des Korsen Bonaparte, der Bewunderung der Völker hingestellt. Gegen solchen Blitzschlag war man auch noch immer nicht sicher, so lange den einzelnen Thronhabern das Recht und die Macht belassen ward, mit Einem Befehlswort das ganze Land unter die Waffen zu rufen und die Bewaffneten alle über die Grenze zu schicken. Der Zar hätte nur zu winken gebraucht und Europa war in Brand. Also: „Feuerwehr bereit!“ Daß die Abschaffung der Möglichkeit zu einem solchen Feuerwink ein einfacheres Procédé gewesen wäre als die Vörschbereitschaft, das wollte man auch nicht einsehen.

Die Herrscher jedoch winkten nicht. Sie waren doch auch Söhne ihrer Zeit und daher der Wildheit entwachsen; keiner wollte das Verbrechen begehen und verantworten, aus keinem anderen Grunde, denn aus Kriegs- und Eroberungslust, die Fehde zu erklären; und von jedem Regenten, anläßlich jeder Thronrede konnte man hören, daß er persönlich nichts sehnlicher wünsche, als den Frieden zu erhalten — nur für den Fall, als der Nachbar anfinge . . . oder für den Fall, als die Ehre, als die Würde des Landes es erheischten . . . dann allerdings wollen wir u. s. w. „Hurrah!“ ruft das Volk, von

solcher Sprache hingerissen, „es lebe unser friedfertiger Fürst, es lebe unser erhabener Kriegsherr!“

Dieses war aber nunmehr der gefährlichste Zündstoff: die Frage der nationalen Ehre. Nicht um einen Markknochen, wie unsere ersten Vorfahren, die Höhlenbewohner, nicht um den Besitz von Weibern, von Ländersstrichen, nicht um ein Glaubensbekenntnis oder einen Handelsvertrag aufzuzwängen, fielen nunmehr die Menschen übereinander her, sondern um ihre Ehre und Würde zu wahren. Ein paar gewechselte Unhöflichkeiten, Verdächtigungen, Mißverständnisse, das genügte, um den Grund — mitunter auch nur den Vorwand — zur Kriegserklärung abzugeben. Materielle d. h. also wirkliche Ursachen zum Dreinschlagen hatten die Völker nicht mehr; bloß die moralischen, welche doch nur anlässlich der materiellen und zur Verstärkung derselben entstanden und großgezogen waren, wirkten fort. Mittels Empfindung wurde das Kriegsprinzip am Leben erhalten, mittels Empfinderei zur Bethätigung gebracht. Überall witterte man Beleidigungen, Provokationen; gegenseitig schuldigte man sich der Absicht an, anzufangen zu wollen; jeder hielt sich zu der prahlerischen Beteuerung genötigt, daß, wenn der Andere anfinge, er mit größtem Vergnügen, mit Siegesgewißheit, mit Begeisterung bereit wäre, den so gewissenlos geschleuderten Handschuh aufzuheben. „Anfangen wollen“ galt wohl als beleidigende Zumutung, aber etwa zurückweichen — das wäre eine schimpfliche Zumutung gewesen. Man wird sich doch nicht demütigen; man wird doch seinem „Prestige“ nichts vergeben, man wird sich doch nicht auf den Fuß treten lassen Der Krieg im Maschinenalter verhielt sich zu dem Kriege früherer Zeiten, wie das geregelte „ritterliche“ Duell zum ursprünglichen Kampf. Das Streitobjekt, um welches zwei raufende Wilde — oder zwei raufende Horden — sich balgten, war doch thatsächlich vorhanden und fiel als Siegesbeute dem Stärkeren zu; im Duell hingegen handelte es sich nur noch um den Sieg und nicht mehr um die Beute; selbst der Sieg kam erst in zweiter Linie — die Hauptsache war das „Sichschlagen“. Das eigent-

liche Objekt des Duells war die Ehre und so wurden die Worte „affaire d'honneur“, „Ehrenhandel“, auch mit Zweikampf gleichbedeutend. Die Ehre knüpfte sich nicht, wie anfänglich, an den Ausgang des Streites; sie bildete sich zum Gegenstand desselben aus; es wurde „um die Ehre“ sich geschlagen, und das Schlagen selber war für beide Teile — für den Beleidigten und Beleidiger, für den Sieger und den Besiegten — gleich ehrenvoll. Es versteht sich, daß in derjenigen Klasse von Menschen, unter welchen das „point d'honneur“ am meisten Geltung hatte, also in der Adelsklasse, auch das Duell am üppigsten gedeihete. Da gab es eine Zeit, wo Der kein richtiger Cavalier war, der nicht ein paar Degenhiebe und ein paar Pistolenschüsse mit Standesgenossen getauscht hätte; und so genügte der geringste Anlaß — ein schiefer Blick, ein zufälliger Fußtritt, ein anzüglisches Wort — um eine Herausforderung ergehen zu lassen; und die Abweisung einer solchen — sei dieselbe noch so grundlos — war ganz außer Frage. Je leichter Einer beleidigte, und je schneller er bereit war, „vom Leder zu ziehen“, für desto edelmännischer galt seine Gefinnung. Daß der Kampf und dessen Ausgang das stattgehabte Unrecht — wenn eines stattgehabt — nicht wieder gut machen konnte, daß z. B. ein betrogener Ehemann durch einen erteilten oder gar erhaltenen Hieb nicht wieder unbetrogen wurde, das kam nicht in Erwägung. Was wurde denn bei der Partie weiter riskiert! Zwei Menschenleben . . . Das Gut des Lebens als das geringste der Güter zu achten, bildete ja den Hauptgrundsatz des ritterlichen Ehrenkodex!

Das Duell war übrigens im Maschinenalter eine bereits in Abnahme befindliche Institution. Allgemein begann man die Unsinnigkeit desselben einzusehen; man erkannte es als ein Vorurteil, dem man sich nur unwillig fügte; in England war dasselbe beinahe verschwunden und auch in den übrigen Ländern trat es immer seltener und seltener auf. Aber der ganze Geist des Duells lebte in Sachen des Krieges fort. Dieselbe Ritzlichkeit des Ehrgefühls zwischen den Nationen; wie zwischen rauflustigen jungen Edelleuten; dieselbe Sucht, in seiner Lebens-

geschichte ein paar Ehrenhändel verzeichnet zu haben; dieselbe Unmöglichkeit, eine Herausforderung abzulehnen. Dasselbe Mißverhältnis auch zwischen erlittenem Unrecht und zu erlangender Genugthuung — denn was konnte der Krieg wieder gut machen? Auch hier handelte es sich um die Beute in letzter, um den Sieg in zweiter, um das „Sichschlagen“ in erster Linie. Und dasselbe — vielmehr das noch hunderttausendfach vergrößerte — Mißverhältnis zwischen dem eingesetzten Wagnis und dem zu erzielenden Erfolg; auch hier mußte Blut fließen und zwar in Strömen; daneben noch Saaten zertreten, Dörfer und Städte eingeäschert werden; auch hier mußten diese Güter alle, besonders das Gut des Lebens, als gering, als nichts geachtet werden; denn daß die Existenz des einzelnen Bürgers zu Kriegszeiten gleich Null sei, das war ja der Hauptgrundsatz des patriotischen Kodex. Der einzige wirkliche Gewinn, welcher sich an das Bekriegen knüpfte — wie übrigens an das Duellieren auch — war die Befriedigung des Hasses. Daher der Nationalhaß eine der bestgepflegten Grundlagen des Patriotismus. Genügenden Haß für jeden folgenden Krieg gaben die Erinnerungen des letztvergangenen Krieges ab. Von allen den begangenen Greueln brachte man die selbstbegangenen auf Rechnung erfüllter Soldatenpflicht, und die des Feindes — des bösen „Erbsfeindes“ — auf Rechnung seiner Rohheit. Der Groll und der Rachedurst der Besiegten konnte nicht anders befriedigt, die unerträgliche Großsprecherei des Siegers konnte nicht anders bestraft werden, als durch neues Dreinhauen. Und so wurden denn die Völkerduelle munter drauflos geschlagen. Die Leute nannten das „frischen, fröhlichen Krieg“ und marschierten unter klingendem Spiel und flatternden Fahnen hinein. Dem Widersinn des Privatweikampfes begann man sich zu widersetzen; den Widersinn des Völkerweikampfes, den sah man nicht. Noch weniger sah man dessen Verbrecherhaftigkeit: stolz und prahlend, herausfordernd und krittlich — echt krakehlermäßig — standen sich die waffenstrotzenden, kampfsgeübten Völker gegenüber und benützten den geringsten Anlaß, um vom „Leder zu ziehen“. Die Wucht des so bereitwillig gezogenen Schwertes wurde

aber — immer gewaltiger und gewaltiger. Denn es verkörperte sich nicht mehr in einer mit mehr oder minder Geschick geschwungenen Klinge, sondern in unabsehbaren Zügen feuer-speiender Maschinen; in auf immer größere Entfernung geschleuderten todgefüllten Bomben, die dort, wo sie einfielen, immer weitere Vernichtungskreise zogen. Durch die Lüfte, in stets höheren Bogen, unter dem Wasser, mit stets wachsender Sprengkraft flogen die Granaten, schwammen die Torpedos; mit zunehmender Leichtigkeit und Schnelligkeit stürzten die Brücken in den Abgrund, flogen die Schiffe in die Luft, fielen die Mauern dröhnend zu Schutt; in immer riesigeren Haufen thürmten sich die Leichen; immer dicker qualmten die pest- und choleraabtauenden Dünste; immer gellender klang der Schmerzensschrei der in Wundenqual sich windenden Männer, der um ihr Liebstes beraubten Weiber . . . Und wie nannten diese Rasenden ihr Zeitalter? — es wäre zum Lachen, wenn es nicht zum Weinen wäre — das Zeitalter der Gefittung und der Menschlichkeit.

Aber es hat noch fürchterlicher kommen sollen. Mit den sich stets mehrenden Erfindungen, mit der Entdeckung immer mächtigerer Sprengstoffe, mit der schließlichen Bewältigung der Elektrizität zu strategischen Zwecken wurden die Kriege zu derart vernichtenden Katastrophen, daß sie sich zu den Feldzügen früherer Zeit etwa so verhielten, wie der Telegraph zur Fußpost. Die Folge von dieser Riesenhaftigkeit des Krieges war — sein Ende. Da von beiden Gegnern jeder nur vom Leder zu ziehen brauchte, um den anderen in einer halben Stunde mit mathematischer Sicherheit zu „nichts“ zu zerreiben und zu derselben Substanz zerrieben zu werden; da daher jedes Völkergeduell dem bekannten Kampf der beiden Wüstenlöwen gleichgekommen wäre, die sich gegenseitig so vollständig aufgezehrt, daß nur ihre zwei Schweife im Sande liegen blieben, da also keine Auszeichnung, kein befriedigter Haß, kein Sieg am Ausgang des Krieges winkte, wurde er nicht mehr geführt.

Doch dies gehört nicht hierher; die Ereignisse und Entwicklungen, die in einer spätern Epoche liegen, sollen nicht in

unfere Betrachtung gezogen werden. Was wir hier zu behandeln haben, ist der Stand der damaligen politischen Zustände, und wenn dabei soviel von Krieg die Rede ist, so hat dies darin seinen Grund, daß von allen politischen Fragen die militärische ja die wichtigste und vornehmste war. Des Landes Wehrkraft war des Landes höchster Stolz. Der Krieg wurde als der eigentliche geschichtemachende Faktor betrachtet und alle übrigen Interessen verhielten sich zu diesem Mittelpunktinteresse, wie die Planetoiden sich zur Sonne verhalten. Der innere Widerspruch, der zwischen dem Geiste der Feindseligkeit und dem Geiste der Friedfertigkeit liegt, von welchem der eine das Leben jedes Staates nach außen, der andere dessen Leben nach innen regeln sollte, dieser Widerspruch war die Ursache, daß die Politik sich nicht zur Wissenschaft erheben konnte — denn eine solche baut sich nur auf der Grundlage unantastbarer, jeden Widerspruch ausschließender Wahrheiten auf —; und war auch die Ursache, daß alle diplomatische, legislative, parlamentarische, kurz politische Weisheit mehr oder minder — Quackjälberei war. Nicht das durch wissenschaftliche Untersuchung und Erfahrung erkannte Verhältnis der Dinge wurde als Richtschnur der anzuwendenden Maßregeln genommen, sondern die jeweiligen Impulse und Einfälle, Vermutungen und Wünsche einer soziologisch ungeschulten Majorität. Wahrlich, wenn es Wahwitz war, der Willkür eines Autokraten die Leitung des ganzen Volkes zu überlassen, so war es keine viel geringere Thorheit, diese Leitung in die Hände einer bunt zusammengewürfelten Menge zu legen, die da auf gut Glück ihre Edikte erließ. Das Prinzip der Arbeitsteilung, welches allein Bervollkommnung herbeiführt, war in Sachen des Gesellschaftsorganismus noch nicht zu genügender Geltung gelangt: nicht jedes Gebiet hatte seine sachverständigen Leute, sondern es entschied die Vielen über vieles, um nicht zu sagen, Alle über alles. Die Finanzen und der Kultus, der Ackerbau und der Unterricht, das Verkehrs-, Zoll- und Steuerwesen, die Armee und die Marine, der Handel und die Gewerbe, die öffentliche Gesundheit und die öffentliche Sittlichkeit: alles das

war das Geschäft der Regierung, welche letztere aus Leuten hervorging, die von dem Tage an, als ihr Name der Wahlurne entstieg, berechtigt waren — und dem konstitutionellen Aberglauben für befähigt galten — über sämtliche obigen Fragen mitzureden und mitzuentcheiden. Nun sprach und stimmte jeder nach seiner sogenannten Farbe. Ein Aggregat von Gefühlen und Vorurteilen, gemischt mit ein paar „praktischen Erfahrungen“, bildete eines jeden politische Meinung, der zufolge er sich zu dieser oder jener Partei schlug; und vom Gesichtspunkt der Klassen- und Masseninteressen dieser Partei aus wurden dann sämtliche Fragen behandelt.

Von dem schönen Einklang, der in den repräsentativen Versammlungen herrschte, kann man sich einen Begriff machen, wenn man die Fraktionen betrachtet, in welche dieselben gespalten waren. Nehmen wir als Beispiel vorerst den österreichischen Staat, da derselbe durch seine Nationalitätenvermengung die bunteste Mannigfaltigkeit der Parteien aufzuweisen hat. Da gab es „Deutsche“, „Deutschösterreichische“, „Deutschnationale“, „Zentrum“, „Rechtes Zentrum“, „Polenklub“, „Czeskyklub“, „Ruthenenklub“, „Trentinoklub“, „Nationalitätenpartei“, „Kroatenpartei“, „Regierungspartei“, „Unabhängigkeitspartei“, „gemäßigte Opposition“, „Antisemiten“. Oder betrachten Sie in Frankreich die Republikaner und Royalisten, Imperialisten, Orleansisten, Kommunisten, Revanchisten, Anarchisten . . . es wird Einem ganz schwindelig dabei.

Ich überlasse es Ihrem Scharfsinn, zu ermessen, wie viel objektive Wahrheit aus den subjektiv geführten Verhandlungen dieser widerstreitenden Gruppen hervorgehen konnte. Ein hübsches Resultat nationalökonomischer Weisheit wäre z. B. erzielt worden, wenn man Handelsgesetze im Geiste der „Antisemiten“ erlassen hätte, die da beantragten, daß den Juden dieser oder jener Industriezweig verboten werde.

Ich sehe aus Ihren Mienen, daß Ihnen das Wort „Antisemit“ als Bezeichnung einer politischen Partei nicht recht verständlich ist. Wie konnte denn, so fragen Sie, die Feindschaft gegen einen Bruchteil der Bevölkerung ein Banner abgeben,

unter dem für das Wohl des gesamten Volkes gewirkt werden sollte? Judenhaß — der Begriff ist Ihnen nicht fremd; die Chroniken des entrückten Mittelalters haben Ihnen ja zur Genüge von dem finstern und barbarischen Wahn berichtet, der die grausamen Judenhetzen zur Folge hatte; und nach alledem, was Sie aus älterer Zeit von den Gewaltthaten wissen, welche der religiöse Fanatismus, verbunden mit Unwissenheit und Rohheit, gebiert, sind Ihnen die antisemitischen Bewegungen des zwölften oder dreizehnten Jahrhunderts nichts rätselhaftes; — was konnte aber dieser Begriff mitten in den gesetzgebenden Körpern des neunzehnten Jahrhunderts suchen, wo doch der Satz „Vor dem Gesetze sind Alle gleich“ die Grundlage des Rechtes abgab?

Wohl haben Sie recht, so zu fragen. Auch zu jener Zeit gab es Viele, welche immer wieder mit Staunen und Entrüstung dieselbe Frage hinausriefen: Wie ist dies in unserem menschlichen und aufgeklärten Jahrhundert nur möglich! Wir, von der Höhe unserer Zeit, könnten freilich darauf sagen: Euer Jahrhundert, ihr guten Leute, ist eben weder menschlich noch aufgeklärt — es leben nur schon ein paar aufgeklärte Menschen drin. Ein Schandfleck ist's für unser Jahrhundert — führen jene fort, die da wähten in einer hochentwickelten Kulturepoche zu stehen — ein Rest wilder Barbarei, religiösen Wahnes! . . . Aber diese letzteren Anschuldigungen wußten die Antisemiten des Maschinenalters von sich zu wälzen und mit den blinden Fanatikern des Mittelalters wollten sie nichts gemein haben; sie wollten ihrem Standpunkt den Schein einer gewissen Aufgeklärtheit und Wissenschaftlichkeit geben und hatten folgendes Cliché gefunden: Nicht der Religion, sondern der Rasse gelten unsere Angriffe. Für die Gelehrthuenden unter ihnen wurde dieser Satz mit endlosen ethnographischen und anthropologischen Floskeln umrankt, wo es von Ariern, Turanern und Indogermanen wimmelte; für den Gebrauch der schlichteren Klassen wurde er in den hübschen, volkstümlichen Vers gebracht:

Was der Jude glaubt, ist einerlei,
In der Rasse liegt die Schweinerei.

Daß der Rassenhaß ebenso verwerflich ist wie der religiöse, das sahen die Semitenfeinde nicht ein. Ja, der naive Abscheu eines fanatisch gläubigen Christen, der da meinte, in dem Juden einen von Gottes Fluch getroffenen Menschheitsauswurf zu sehen, den Abkömmling der verruchten Heilandsmörder, den Schlächter von Christenkindern, den tückischen Vergifter der Brunnen — dieser Abscheu war, wengleich ungebildeter, so doch natürlicher, von seinem Standpunkt aus berechtigter und in seinen Motiven und Zielen aufrichtiger, als der mit einem Apparat von archäologischen und national-ökonomischen Betrachtungen umgebene politische Antisemitismus, welcher diesen Apparat nur gebrauchte, um seine uneingestehbaren Motive und Ziele zu verbergen. Nein, nein:

Warum der Christ verfolgt, ist einerlei,
In der Verfolgung liegt — sagen wir — die Barbarei.

Es würde mich zu weit führen, wollte ich Ihnen hier Näheres über die ganze Bewegung mitteilen. Auch über deren Aufhören kommt es mir nicht zu, zu sprechen — Sie wissen, daß die „Frage“ nicht gelöst wurde, sondern daß sie verschwand — das ist ja so aller geschichtlichen gordischen Knoten Ende —: Juden und Christen oder, um im Stile der Zeit zu reden, Semiten und Arier, welche schon damals anfangen, untereinander zu heiraten, vermischten sich endlich so sehr, daß die kleinere Rasse in die größere aufging; und da keine Juden mehr da waren, wars auch mit der Judenfrage aus. Doch das gehört nicht hierher. Was in unserer gegenwärtigen Untersuchung an der Sache zu beleuchten ist, ist dieses: Auf welcher primitiven Entwicklungsstufe muß die Gesellschaftswissenschaft gestanden sein, wenn diejenige Gewalt, der die Lenkung der Gesellschaft anvertraut war, zum Teil in die Hände Solcher gelegt ward, die als Zeugnis ihrer Fähigkeiten, ihrer Tendenzen keinen anderen Titel aufzuweisen fanden als ihr bischen gehässiges Vorurteil. Der Herr Abgeordnete soll mitentscheiden, wie der Reichtum des Landes verwaltet, wie der Unterricht geleitet, wie das Recht verteidigt, die Ordnung erhalten werden solle . . . „Warum nicht? Das alles wird er

gewiß auf die vernünftigste und zweckentsprechendste Weise thun, er ist ja — Doktor der Soziologie?“ — „Warum nicht gar — diesen Grad giebt es nicht, Soziologie ist überhaupt etwas Verdächtiges, haben wir dagegen nicht das Sozialistengesetz erfunden? — Nein, er ist Antisemit.“ — „Was in aller Welt hat denn das mit den vorgenannten Angelegenheiten zu schaffen?“ — „Das ist doch klar: Jene Angelegenheiten gehören zur Politik; Antisemitismus aber ist eine politische Partei; folglich ist der in Frage stehende Herr Abgeordnete ein Politiker, und als solcher in politischen Dingen kompetent.“

Vor dieser Logik muß man sich verneigen. Sie zeigt uns nur, wie weit noch jene bessere Zukunft entfernt lag, in der an der Spitze des Staates nur mehr Staatswissenschaftler stehen sollten — gerade so wie damals an Sternwarten nur Astronomen und an Spitälern nur Ärzte walten durften —; jene Zukunft, wo an Stelle der dem Parteigeist und der Leidenschaft überlassenen Politik, die objektiv klar und sicher vorbedenkende Soziologie getreten sein würde; — wo die ganze „Politik“ zu dem herabsinken sollte, was damals die Magie schon war: eine veraltete Kunst.